

Susanne Fritz

Wie
kommt
der **Krieg**
ins **Kind**



WALLSTEIN

Leseprobe (S. 7-15) aus:

Susanne Fritz
Wie kommt der Krieg ins Kind

268 S., geb. Schutzumschlag
20,- € (D); 20,60 € (A)

ISBN (Print) 978-3-8353-3244-7
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4243-9
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-4244-6

Die Autorin

Susanne Fritz, geb. 1964, lebt in Freiburg. Sie schreibt Erzählungen, Romane, Hör- und Bühnenstücke sowie journalistische Texte. Sie erhielt diverse Preise, war u.a. Stipendiatin des Schriftstellerhauses Stuttgart und im Herrenhaus Edenkoben; Stadtschreiberin in Schwaz/Tirol. In ihrem Bühnenprogramm »WortMusik« tritt sie mit Musikern aus Neuer Musik und Jazz auf.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2018
www.wallstein-verlag.de

Susanne Fritz

Wie kommt der Krieg
ins Kind



WALLSTEIN VERLAG

Für meine Mutter

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Susanne Fritz
© Wallstein Verlag, Göttingen 2018
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

ISBN (Print) 978-3-8353-3244-7
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4243-9
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-4244-6

Dichte Welt

Die Seele ist vor allem der Ort einer anderen Zeit.

John Berger

Ein Papiertaschentuch

Bei der Einreise in die USA zeigt ein in der Hosentasche vergessenes Papiertaschentuch dem Ganzkörperscanner an, dass von mir eine Gefahr ausgehe. Während ich unter den Augen mehrerer Scherwebewaffneter *with one hand up* wie im Film das zerknüllte Tuch hervorhole, werde ich scharf zurechtgewiesen. Man habe mir doch deutlich gesagt, dass *absolutly nothing* in meinen Taschen sein dürfe. Und was sei das da in meiner Hand? Etwa nichts? Ich frage, ob sie mein Taschentuch behalten wollen. Sie wollen es nicht. Es amüsiert mich, als Verbrecherin behandelt zu werden, was habe ich schon zu befürchten? Ich stelle mir vor: eine Halle voller Menschen, alles Verbrecher. Das Flughafengebäude ist in Wahrheit ein Gefängnis. Die Reisekleidung entpuppt sich als Häftlingskleidung. Wir haben Rechenschaft über unsere Reise abgelegt, unser Gesicht ist fotografiert, sämtliche Finger sind eingescannt worden. Wir tragen keine Schuhe, die Glücklicheren gehen auf Socken, manche setzen ihren Weg barfuß fort. Wir besitzen keine Dokumente mehr, keine Telefone, keine Computer. Uhren und Gürtel haben wir auf Befehl abgelegt, wir halten Hosen und Röcke mit Händen fest, um nicht in Wäsche umherzugehen. Spürhunde beschnüffeln uns nach verborgenen Lebensmitteln, Drogen, Waffen. Ein Förderband trägt unsere Identität davon. Wir werden sie gleich wieder bekommen. Aber ist das so sicher? Ich habe noch einmal Glück, erhalte meinen Pass zurück, ziehe Gürtel und Schuhe wieder an und setze meine Reise in Freiheit fort.

Amtskälte

Die Geschichte von der ganzheitlichen Durchleuchtung und meiner potentiellen Gefährlichkeit fällt mir ein, als ich über einen *Fingerabdruck* schreiben will und mir die Worte versagen. Ich muss meine Gedanken auf Nebengleise lenken, wo sie sich wieder in Bewegung setzen ... Wie oft schon wurde ich durchleuchtet und fotografiert, wurden meine Finger eingescannt, meine biometrischen Daten erfasst – und ich habe nichts weiter dabei empfunden. Doch ein Fingerabdruck, hinterlassen vor gut siebenzig Jahren mit blauer Tinte auf gelbem Karton, entlockt mir einen unhörbaren Schrei. Es ist der Fingerabdruck meiner Mutter. Zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung im April 1945 durch die GPU, die sowjetische Geheimpolizei, vierzehn, bei Aufnahme in das polnische zentrale Arbeitslager Potulice/Potulitz gerade fünfzehn Jahre alt. Ich entdecke ihren Fingerabdruck auf meiner Spurensuche, auf der Suche nach meiner Mutter als gefangenes Kind.

Im Frühjahr frage ich per E-Mail beim polnischen Staatsarchiv in Bydgoszcz/Bromberg an, das die Akten aus Potulice verwahrt. Ich lasse mir lange Zeit, ehe ich das Antwortschreiben öffne. Vor mir eine Schwelle. Das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun. Klick. Ja, die Akte meiner Mutter existiert, die entsprechende Signatur ist angegeben. So viel verstehe ich. Das auf Polnisch verfasste Schreiben auf meinem Bildschirm ist die erste nüchterne Geste, die die Erzählung meiner Mutter mit der faktischen Welt zu verbinden verspricht. Oder sollte ich lieber sagen, sie zu ersetzen, zu entzaubern, auszulöschen droht? Was jagt mir alles durch den Kopf beim

Anblick der fremden Buchstaben und Zahlen! Ich spreche kein Polnisch, obwohl es zu Hause durchaus präsent war. Meine Eltern sprachen neben ihrer Muttersprache Deutsch das einfache umgangssprachliche Polnisch ihrer Kindheit, sprachen es am Telefon, untereinander als Geheimsprache oder mit unseren polnischen Gästen. Sie brachten uns die Sprache ihrer Vergangenheit, abgesehen von ein paar Höflichkeitsfloskeln und Kinderreimen, nicht bei. Ach ja, marschieren kann ich auf Polnisch: *lewo-prawo, raz-dwa* – links-rechts, eins-zwei ... Woher kommt mein plötzliches Unbehagen? Rührt es vom prosaisch knappen Charakter des Schreibens her, das jetzt ausgedruckt vor mir liegt, von der atmosphärischen Kälte des Amtlichen, einem Überhang von Zahlen gegenüber Buchstaben? Bin ich dabei, in eine Welt einzudringen, die nicht für mich bestimmt ist? Neben der Aktensignatur werden die Namen meiner Großeltern genannt, die lange vor meiner Geburt verstorben waren, und die mir, mehr als über wenige Fotografien, durch die anhaltende Trauer meiner Mutter so vertraut sind, als säßen sie unsichtbar mit uns am Tisch. Die amtliche Mitteilung macht sie augenblicklich zu Fremden. Ihre Namen sind in polnischer Schreibweise wiedergegeben, meine Großeltern heißen jetzt Jerzy und Elzbieta. Sie sind Bürger eines fremden Landes, Eingesperrte einer Geschichte, die sich mir entzieht, Gefangene einer Sprache, die ich nicht spreche. Menschen, die ich nicht kenne, die Hüter des Archivs, bestimmen über Distanz und Annäherung.

Im Archiv

Ein junger, gutaussehender Archivar in weißem Arbeitskittel und mit weißen Stoffhandschuhen bringt die Mappe. Im frisch gestrichenen, leuchtend grünen Leseaal liegt nun vor mir, worüber ich seit Erhalt jener ominösen E-Mail wild gemutmaßte hatte. Ich reibe meine Hände am Hosenstoff vom Schweiß trocken, es ist ein schwüler Tag, ich bin aufgeregt, wage kaum, die Kladde zu berühren. Wie lange hat sie unangetastet zwischen anderen Gefangenenakten geruht und kein Licht gesehen? Angelegt wurde sie im Dezember 1945. Diese Akte existierte also bereits, als mein Leben noch zwanzig Jahre in der Zukunft liegt. Eine erstaunliche Anzahl von Menschen haben ihre Spuren darin hinterlassen. Ein unüberschaubares Sammelsurium, chaotisches Gewimmel unterschiedlichster manueller und maschineller Zeichen empfängt mich, schon das Deckblatt ist seltsam bunt: Neben verschiedenen grünen und blau-schwarzen Stempeln zähle ich drei unterschiedliche Handschriften und Schreibgeräte mit roter und blauer Tinte. Registrierungsnummer und Altersangabe wurden handschriftlich nach oben korrigiert. Über den ebenfalls handschriftlich eingetragenen persönlichen Daten meiner Mutter mit Namen, Geburtsdatum, Geburtsort, Konfession, Beruf, Namen der Eltern, ragt ein mit sichtlichem Schwung gezeichnetes rotes Dreieck, ähnlich, wie es in der Symbolik deutscher Konzentrationslager einst für *Wehrmachtangehöriger* gestanden hatte. Welche Bedeutung hat das rote Dreieck hier, in Bezug auf ein knapp fünfzehnjähriges Mädchen?

Vorsichtig schlage ich die Akte auf. Etwas springt mir ins Auge, nein, es springt in meinen Körper. Es ist ihr Fingerabdruck, oben rechts auf der Innenseite des Deckblatts. Und unten rechts ihre Unterschrift, mit vollem Namen. So akkurat und ordentlich, als wäre sie ein Schreibbeispiel aus dem Schulbuch. Titel des Erfassungsbogens: *Opis osoby więźnia*. Zu Deutsch: Personenbeschreibung des Gefangenen. Es folgt eine überaus detaillierte schematische Charakteristik in dreiundzwanzig Punkten, eine Art biometrische Erfassung (ganz wie die Nazis sie vorexerziert hatten) als Multiple Choice körperlicher Merkmale, eine Auswahl möglicher Kopf- und Gesichtsformen: Größe und Gestalt von Augen, Augenbrauen, Mund, Nase, Stirn, Kinn und Wangen, Beinen und Händen, Farbe und Dichte des Haares; Gang, Körpergröße und -haltung, Eigenheit von Stimme und Aussprache, Angaben über Lese- und Schreibfähigkeiten, Ausbildungsgrade. Das Zutreffende ist jeweils unterstrichen und lautet beispielsweise, wie Freund K. mir übersetzt: Körperstatur *äußerst fragil*. Haltung *aufrecht*. Weiter unten, Sprachen *Deutsch*. Warum ist Polnisch nicht unterstrichen? Meine Mutter verstand und sprach es gut und sollte darum im Lager als Jüngste *Stubenälteste* werden, so viel weiß ich. Hat sie ihre Sprachkenntnisse bewusst unterschlagen? Ich entdecke weitere Ungereimtheiten. Verdanken sie sich der eiligen Massenabfertigung bei der Registrierung? Schlampt und lügt die Akte, die mit ihren vielen Stempeln und Signaturen so wichtig tut? Ein Foto enthält sie nicht, ein solches wäre wohl zu aufwendig und zu kostspielig. Als persönliches Kennzeichen ist eine Wunde am rechten Arm zusätzlich handschriftlich vermerkt (woher stammt sie,

wie schlimm ist sie?) – mit derselben Tinte wie die Unterschrift der Internierten (Punkt dreiundzwanzig der Personenbeschreibung) knapp unterhalb. Offenbar haben beide dasselbe Schreibgerät benutzt. Ich stelle mir vor, wie der/die Verwaltungsbeamte/in der jungen Strafgefangenen den Füllfederhalter reicht, sie auffordert, zu unterzeichnen. Diese schreibt damit ihren Namen, Buchstaben für Buchstaben in fester, unerschütterlicher Schrift. Anders als der hingepfefferte, unwürdige Fingerabdruck (vermutlich nicht der erste, der ihr auf dem Weg durch Gefängnisse und Lager abgenommen wird), für den es keiner Schulbildung bedarf, da habt ihr ihn! Wer weiß, wann sie ihren Namen wieder schreiben wird. Ob überhaupt. Ihr Name inmitten der Beschimpfungen und Spottnamen, die über sie ergehen. Ihr Name: das einzige Zuhause, das ihr geblieben ist. So schreibt sie ihren Namen als Gefangene, konzentriert, so schön sie kann. Schreibt ihren Vor- und Nachnamen in eine ungewisse Zukunft hinein. Noch einmal steht ihr Name für das zivile Leben, das vorerst hinter ihr liegt.

Es wird anderthalb Jahre dauern, bis sie wieder ein Schreibgerät in der Hand hält, einen Bleistiftstummel, den sie mit ihren Mitgefangenen teilt, um die allerwichtigsten, der Zensur unterliegenden Botschaften zu verfassen, Kontaktaufnahme mit den Angehörigen draußen, dem Leben jenseits der Mauern.

Bluterguss auf Papier

Wieder fällt mein Blick auf die rechte obere Ecke des Personalbogens, das eingerahmte Feld mit dem Hinweis *Odcisk wskazującego palca lewej ręki*, darin entsprechend der Abdruck ihres linken Zeigefingers – als unumgänglicher Bestandteil der bürokratischen Identifikation und zugleich deren leibhaftiger Widerspruch. Was lässt ihn so überaus deutlich, mit geradezu dramatischer Wucht aus all den anderen Informationen und Zeichen, den Buchstaben, Zahlen und Stempeln hervorspringen? Er sagt eins: Der Mensch, von dem er stammt, *war hier*. Ein Fingerabdruck ist der, der er ist. Er lässt sich nicht nachahmen, nicht stellvertreten, fehlschreiben oder manipulieren. Noch befinden wir uns nicht im digitalen Zeitalter, in dem Fingerabdrücke einem Menschen unbemerkt gestohlen, kopiert und zu dessen fälschlicher Identifizierung missbraucht werden können. Fingerabdrücke gelten als einmalig, sogar eineiige Zwillinge haben unterschiedliche Papillarlinien. Sie gehören zum Zuverlässigsten, was ein Mensch besitzt. Er sagt, ja, es ist wahr. Meine Mutter war hier, und sie ist es noch: Verkörpert und verewigt in dieser schlichten, rohen Spur ihres jungen Körpers, der Fingerkuppe ihres linken Zeigefingers. Ich lege meine Hand so vorsichtig wie möglich neben ihren Abdruck, als könnte eine bloße Luftbewegung ihn vertreiben oder beschädigen, als störte ich, machte ihm Angst ... Die Zeit, gut siebzig Jahre, hat den Stacheldraht, der um meine Mutter gezogen war, nicht verrotten lassen. Auch die Mauern, die sie gefangen hielten, sind noch intakt. Die Kälte, die Angst, den Hunger, ihre gehasste Glatze berühre ich in diesem tintenblauen

Fleck. Auch die Willkür ist in ihm lebendig, die tägliche Gewalt und das Rätsel ihrer Anwesenheit an diesem Ort. *Man behandelt uns als Berufsverbrecher, die wir nicht sind.* All mein Wissen über ihre Gefangenschaft zieht sich auf diese anderthalb Quadratzentimeter zusammen. Diese winzige erfassungsdienstliche Spur meiner Mutter überführt mich als Ungläubige – als hätte ich bis dahin insgeheim an ihrer Geschichte gezweifelt. Ist es die Aura des Authentischen, die Raum und Zeit mit einem Sprung jäh überwindet? Kann ich in ihrem Fingerabdruck berühren, was nicht mehr ist? Auch für sie selbst hat ihr Bluterguss auf Papier verborgen und unzugänglich hinter den Mauern der Lagerverwaltung, später eines Archivs, gelegen. Jetzt sieht er mich an.

Dichte Welt

Was machte jedes Wort meiner Mutter so stark, zu einem unumstößlichen Gesetz für uns Kinder? Ihre Sprache wurzelte in existentiellen Erfahrungen, war eins mit ihnen. Namen und Dinge verschmolzen miteinander, was sie aussprach, waren nicht Wörter, es war Wirklichkeit. Alles konnte ich genau vor mir sehen, nein, ich sah es nicht, alles war Gefühl, Geheimnis. Der Name eines Lagers und damals polnischen Staatsguts, auf dem sie drei Jahre Zwangsarbeit leistete, Chwaliszewo, hatte für mich als Kind eine große, dunkle Strahlkraft – als wäre Chwaliszewo ein Tor zu einer phantastischen, unheimlichen Welt, die sich in die Landschaft des Schwarzwalds, wo wir lebten, seltsam einfügte, zuweilen plastischer und

wirklicher noch als alles, was ich mit Händen greifen konnte. Einmal würde ich sogar mit meiner Mutter hinfahren ... Der schmiedeeiserne Namenszug ragt noch heute in rostiger Nüchternheit über dem Zufahrtsweg. CHWALISZEWO.

In den Tagebüchern, die meine Mutter nach ihrer Entlassung aus der Gefangenschaft 1949 zu schreiben beginnt und die ich jetzt, vier Jahre nach ihrem Tod, lese, notiert sie, dass vieles von dem, was sie erlebt habe, in ihrem Tagebuch nicht vorkomme, *weil es nicht geschrieben werden kann und nicht geschrieben werden darf*. Sie nennt die Zeit zwischen dem 1. Februar und dem 8. April 1945, versieht das Datum mit doppeltem Ausrufezeichen. Daten und Satzzeichen müssen genügen, um ihre Erinnerung zu sichern – für sich selbst und gegen den Blick von außen. Natürlich weiß sie und würde nie vergessen können, was sich in jenen Tagen abspielte. (Sie besaß ein geradezu absolutes Gedächtnis, das einmal Gehörtes und Gelesenes auf alle Zeit bewahrte und stets griffbereit hielt.) Es ist überflüssig, ja unmöglich, konkreter zu werden, die Verletzung zu benennen. Die Tragweite und vernichtende Kraft eines Ereignisses wird gerade darin deutlich, dass es nicht benannt werden kann und auch nicht darf – nicht einmal vor sich selbst in der Abgeschlossenheit des Tagebuchs. Das Datum schließt eine Wunde, die nicht berührt werden darf. Sie würde sie nie aus dem Blick verlieren.